WIR INFORMIEREN UNS ZU TODE

Gerald Hüther

Robert Burdy

Ein Befreiungsversuch für verwickelte Gehirne

HERDER

Gerald Hüther | Robert Burdy

Wir informieren uns zu Tode

Gerald Hüther | Robert Burdy

Wir informieren uns zu Tode

Ein Befreiungsversuch für verwickelte Gehirne

HERDER

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: © Verlag Herder
Umschlagmotive: © Christian Grube (Foto Robert Burdy),
© Michael Liebert (Foto Gerald Hüther),
© Shutterstock 1879917223

E-Book-Konvertierung: Carsten Klein, Torgau

ISBN Print: 978-3-451-60900-8
ISBN E-Book (PDF): 978-3-451-82902-4
ISBN E-Book (EPUB): 978-3-451-82800-3

Inhalt

Vorbemerkungen 9

Teil 1: Absturz 15

1.1 Die schöne neue Welt der Verwirrung 19

Wer gut informiert ist, spart angeblich Zeit und Geld 19

Wer alles gleichzeitig aufnimmt, bekommt angeblich mehr mit 21

Der Algorithmus als Wegweiser 26

Das Kerngeschäft der sozialen Medien 30

Wer etwas verkaufen will, muss über seine Angebote informieren 33

Wer eine Rolle spielen will, muss sich gut darstellen 36

Selbstdarstellung führt zur »Egotalisierung« unserer Wahrnehmungswelten 39

Die Gestaltungshegemonie des Digitalen 44

Die Welt ist kein globales, digitales Dorf 47

1.2 Die Schönheit der neuen Informationswelt liegt im Auge und im Gehirn des Betrachters 52

Was eine Information ist, bestimmt der Empfänger 52

Menschen nehmen wahr, was sie wahrnehmen wollen 54

Künstliche Intelligenzen steuern den Informationsmarkt in den sozialen Medien 62

Fake News und das dämmrige Licht der Wahrheit 64

Toxische Informationsgewohnheiten sind auch nur Gewohnheiten 67

1.3 Der Informationsmarkt folgt den Marktgesetzen 71

Klassische Medien zwischen Selbstreflexion und Selbstaufgabe 71

Das große Wettrennen der »Informierer« und die Verbreitung sich selbst beschleunigender Botschaften 73

Bangemachen gilt! – Warum schlechte Nachrichten gute Nachrichten sind 78

Willkommen im Emotionengroßhandel 81
Der Preis der Information 83
Nachrichten aus zweiter und dritter Hand 86
Verwirrung führt zu Verunsicherung und die führt zu Vertrauensverlust 91

1.4 Zwischen Orientierung und Manipulation – Die Bewerter und die Bewertung von Informationen haben sich verändert 97
Der Kampf um die Deutungshoheit 97
Gerüchte, Glaubensfragen und Gelehrte 99
Bewertungsinstanzen in der Lieferkette 102
Was ist eine objektive Information? 105
Konstanten in der konstanten Veränderung – Alles und jeder sind nur jetzt, in diesem Moment, so, wie sie sind! . . 109
Die Welt ist ein Chor – singen wir dasselbe Lied? 111

Teil 2: Reset 115

2.1 Rückbesinnung auf das, was Informationen wirklich sind und was wir daraus gemacht haben 117
Weshalb ist die Evolution des Lebendigen eine Evolution der Informationsverarbeitung? 118
Welche Vorstellung liegt unserem heutigen Informationsbegriff zugrunde? 125
Was betrachten wir als »Informationen« und wozu werden sie verbreitet? 128

2.2 Rückbesinnung auf das, was uns Menschen so abhängig von verlässlichen Informationen macht . 133
Weshalb sind wir Menschen so sehr auf den Austausch von verlässlichen Informationen angewiesen? 134
Wie funktioniert Informationsverarbeitung im Gehirn? 138
Wie funktioniert die Verarbeitung von Informationen in menschlichen Gemeinschaften? 147

2.3 Rückbesinnung auf das, was uns verwirrt und in eine Informationsflut geführt hat 158
Was macht uns mit unseren Gehirnen so leicht verführbar? . . 159

Weshalb verwickeln wir uns auf der Suche nach dem Glück? 162
Was führt uns bei der Suche nach Lösung in Sackgassen? . . 164
Wie verwickeln wir uns auf der Suche nach Entscheidungen? 168
Von welchen Informationen lassen sich Menschen berühren? 172
Wann, wie und weshalb wird Information für Propaganda und Manipulation missbraucht? 176

Teil 3: Neustart 183

3.1 Befreien kann sich nur, wer auch wirklich frei sein will 185
Wer unbedingt dazugehören will, muss in Kauf nehmen, verwickelt zu bleiben 186
Wer möglichst lange lebendig bleiben will, darf keine Angst davor haben, etwas früher zu sterben. 191
Wer nach schnellen Lösungen sucht, läuft Gefahr, sich noch weiter zu verwickeln 194

3.2 Frei werden kann nur jemand, der kein Bedürftiger mehr ist 199
Wer nicht mehr ständig Informationen verbreiten will, darf keine Angst davor haben, unwichtig zu sein 200
Wer nicht mehr ständig nach neuen Informationen suchen will, darf keine Angst davor haben, etwas zu verpassen . . . 206
Wer frei sein will, darf nichts mehr von anderen haben wollen 211

3.3 Es gibt einen Ausweg aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit. 215
Menschen sind keine Objekte 218
Ausbildung ist keine Bildung 223
Erklärungen sind keine Berührungen. 227

Nachbemerkung 237

Über die Autoren. 241

Vorbemerkungen

»Irgendwas geht hier schief!« Dieses Gefühl äußern – meist in vertraulichen Gesprächen, oft aber auch öffentlich – immer mehr Menschen. Und es handelt sich dabei keineswegs nur um die immer Zweifelnden, die beruflichen Infragesteller und ideologischen Ablehner. Da ist der Vorstandschef einer großen Bank genauso wie die Studentin im ersten Semester und der Arbeiter im Gebäudemanagement. Sie stimmen immer häufiger und immer beherzter ein in jenen Chor des Irgendwas-geht-hier-schief. Sie tun das ohne Hass und ohne Hetze. Sie weisen weder Schuld zu noch Verantwortung von sich. Sie suchen weder den großen Führer noch die Deutungshoheit für sich selbst. Sie stellen nur einfach die Sinnfrage neu. Was machen wir hier eigentlich und warum? Dass sie das tun, ist gut und es gibt Hoffnung. Die StudentInnen und SchülerInnen auf der Fridays-for-Future-Demo sind da gar nicht so weit entfernt von dem Rentnerehepaar, das noch nie bei einer Protestkundgebung war, aber das Gefühl hat, die Welt nicht mehr zu verstehen. Sie alle stellen dabei auch fest, dass es schwerer geworden ist, miteinander zu reden. Weil es so sehr ums Recthaben geht, wird immer vehementer aufeinander eingeredet. So lassen sich die wichtigen Fragen nicht beantworten.

Dabei stand doch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit so vielen Menschen so viel Wissen frei zur Verfügung. Noch nie hatten Menschen von Delhi bis Delitzsch, von San Pedro de Atacama bis Swerdlowsk die Möglichkeit, ihre Stimmen zu erheben und die ganze Welt teilhaben zu lassen an ihren Erfahrungen und Bestrebungen. Und noch nie ist die Kommunikation so kläglich und so wortreich gescheitert. Das ist kein Widerspruch, sondern deutet nur darauf hin, dass wir uns mit unseren globalen digitalen Informationstechnologien hocheffiziente Werkzeuge geschaf-

fen haben, die wir aber noch gar nicht so recht bedienen können. Fast wirkt es so, als hätten diese digitalen Medien eine lenkende Macht über uns gewonnen, der wir kaum zu entkommen imstande sind.

Haben wir Menschen diese hocheffizienten Informationstechnologien nicht ursprünglich deshalb erfunden und eingeführt, um voneinander zu lernen und möglichst viele in die gemeinsame Gestaltung unseres Lebens einzubeziehen? Ist uns da etwas entglitten, hat sich diese neue Technologie – oder besser: ihre Nutzung durch uns – verselbstständigt? Und wenn ja, wie finden wir wieder zurück in unsere eigene Gestaltungskraft? Wie gelangen wir zu gemeinsamen Vorstellungen, entlang derer wir unser Leben und unser Zusammenleben ausrichten? Das sind Fragen, denen wir in diesem Buch nachgehen wollen.

Im Vergleich zu den großen Erfindungen und Technologien, die das Maschinenzeitalter eingeleitet hatten, ist die digitale Revolution praktisch über Nacht über uns hereingebrochen. Und nun laufen wir Gefahr, dem Zauberlehrling immer ähnlicher zu werden, der etwas in Gang gesetzt hat, dem er selbst nicht gewachsen ist. Wir möchten dabei helfen und uns mit Ihnen auf den Weg machen, das Zauberwort wiederzufinden, das den losgelassenen Besen zu einem Segen für uns macht statt zu einem Fluch.

Es könnte sein, dass es in der von uns selbst noch nicht so recht verstandenen Arbeitsweise unserer Gehirne zu suchen ist. Die im menschlichen Gehirn angelegten, unser Denken, Fühlen und Handeln lenkenden Nervenzellverknüpfungen, die neuronalen Netzwerke, sind zeitlebens veränderbar. Die Vernetzungen der Nervenzellen bilden sich erst »unterwegs«, also als strukturelle Verankerungen der im Lauf unseres Lebens gemachten Erfahrungen, heraus. Wir haben also niemals ein »fertiges« Gehirn. Es ist ständig im Umbau und formt seine Vernetzungen so ähnlich

heraus wie ein Baum seine Äste – je nach Standort und in Abhängigkeit von Wind und Wetter.

Deshalb ist es kein Wunder, dass wir zeitlebens auf der Suche nach passenden Lösungen sind. Wie jeder Baum im Wald müssen wir diese Lösungen im Einklang mit den Erfordernissen des Zusammenlebens mit anderen Menschen erst finden. Weil diese aber ebenfalls nach für sie geeigneten Lösungen suchen, sind wir auf einen ständigen Austausch mit diesen anderen Menschen angewiesen.

Es gibt vieles, das diesen überlebenswichtigen Informationsaustausch behindert, oft sogar unmöglich macht: Was da alles tagtäglich, stündlich, minütlich an Informationen auf uns hereinprasselt, kann sehr schnell zu einer Flutwelle werden, in der wir ertrinken. Menschen, die sich angesichts dieser Überflutung nicht mehr miteinander verständigen und sich auf das einigen können, worauf es für ein friedliches Zusammenleben ankommt, werden ihre jeweiligen Interessen noch stärker durchzusetzen versuchen als bisher und gegebenenfalls auch übereinander herfallen. So laufen wir Gefahr, uns zu Tode zu informieren.

Mitte der achtziger Jahre eines – so fühlt es sich an – lange vergangenen Jahrhunderts, warnte der US-amerikanische Medienwissenschaftler Neil Postman mit seinem wichtigsten Werk: »Wir amüsieren uns zu Tode!« Es war eine Klageschrift gegen die Medien, vor allem das Medium Fernsehen, das mit seinen Bildern und inhaltlichen Verflachungen die Urteilsfähigkeit der Bürger einschränke und zu einer beinahe epidemischen Sinnbefreiung von Politik und Kultur beitrage.

Es wäre völlig überzogen zu behaupten, dass allein diese Entwicklung oder gar Postmans treffliche Analyse uns in dieses *Zeitalter der Verwirrung* geführt hätten. Aber das ist es, wo wir uns nun befinden: Wir leben in einem Zeitalter der Verwirrung, das alle Anstalten macht, die freiheitlichen Demokratien in ihren

Grundfesten zu erschüttern. Die um sich greifende Verwirrung agiert wie ein tödlicher Virus, der danach strebt, den Körper, auf den er übersprang und der ihn nährt, zu zerstören. Wir sind nicht geimpft gegen diesen Virus und heißen die tödliche Krankheit mit kindlicher Naivität und Hilflosigkeit sogar willkommen. Und viele behaupten, es gebe diesen Virus nicht, nur damit sie als Verbreiter und Konsumenten von Informationen so weitermachen können wie bisher.

Neil Postman hatte damals recht. Seine Analyse war visionär. Aber sie war nur der Vorbote einer Entwicklung, die viel breiter wurde, viel tiefer ging und viel nachhaltigere Folgen hatte als ein schlechtes Fernsehprogramm. Dass dieses Buch eine Anlehnung an sein berühmtes Werk im Titel trägt, soll keine Anmaßung sein, sondern eine Verbeugung. Auch wenn unser Buch einen bedrohlichen Titel trägt, will es eine Botschaft der Hoffnung verbreiten: der Hoffnung auf Einsicht und Umkehr. Deshalb ist es keine Klageschrift gegen diejenigen, die uns zu manipulieren versuchen mit Botschaften, die nur vortäuschen, Informationen zu sein. Und auch kein Klagelied über den Niedergang politischer Kultur und zivilisierten gesellschaftlichen und menschlichen Umgangs. Auch wenn es in beiden Fällen genug zu sagen und zu lamentieren gäbe. Es geht aber nicht um »die anderen«. Es geht um uns! Es geht darum zu verstehen, warum wir uns manipulieren lassen. Und wie wir lernen können, uns der Informationsflut entgegenzustellen. Wir werden nicht zu Tode informiert, wir informieren uns zu Tode. Und wir können uns entscheiden, ob wir das wollen.

Beim Schreiben dieses Buches haben wir versucht, außerhalb »der Box« zu denken, ja sogar ganz herauszutreten aus der Kiste unserer Denkmuster und der Erklärungsversuche für das, was gerade in unseren modernen Gesellschaften geschieht. Denn eines scheint sicher: Die neue Lösung liegt nicht da, wo die alten Lö-

sungen entstanden sind. Die verloren gegangene Ordnung kann nicht nach denselben Maßstäben in Form von Selbst-, Menschen- und Weltbildern und auch nicht mit denselben Verfahren der Belehrungen und Bewertungen wiederhergestellt werden. Es gibt keinen Weg zurück, der Geist geht nicht mehr in die Flasche und der Besen des Zauberlehrlings stellt sich nicht freiwillig wieder in die Ecke.

Was wir für ein friedliches Zusammenleben brauchen, ist eine gemeinsame, sinnstiftende Orientierung. Aber nicht eine durch irgendwelche Anführer oder einheitliche Medieninformationen vorgegebene. Sie kann nur durch die Suche nach dem gefunden werden, was möglichst vielen Menschen gleichermaßen am Herzen liegt. Natürlich gibt es da eine ganze Reihe von Anliegen: unser Leben schützen, die Erderwärmung eindämmen, unsere natürlichen Lebensräume und die Artenvielfalt bewahren. All das und noch viel mehr ist in einer gemeinsamen Anstrengung zu erreichen. Aber wird die Lösung all dieser von uns selbst geschaffenen Probleme dann auch dazu führen, dass wir aufhören, ständig selbst wieder neue Probleme zu erzeugen? Indem wir uns weiter auf diese Weise im Kreise drehen und von einer Baustelle zur nächsten hetzen, werden wir die Frage nach dem Sinn unseres Daseins nicht beantworten können. *Wofür* wollen wir gesund bleiben, unsere natürlichen Lebensräume schützen oder die Artenvielfalt erhalten? Um eine Antwort auf diese Fragen zu finden, brauchen wir etwas anderes als möglichst viele und möglichst zuverlässige Informationen. Und genau darum geht es in diesem Buch.

Teil 1: Absturz

Wie zu viele und zu widersprüchliche Informationen unsere Gehirne überfluten: Das Informationszeitalter ist zu einem Zeitalter um sich greifender Verwirrung geworden

Im Märchen »Der süße Brei« der Gebrüder Grimm ist die Geschichte unserer aktuellen globalen Informationsflut bereits erzählt. Symbolisch natürlich und mehr als ein Jahrhundert bevor irgendjemand auch nur an einen digitalisierten, weltweiten Wissensaustausch gedacht hat. »Der süße Brei« erzählt von einem armen, kleinen Mädchen, das hungrig und bettelnd durch die Stadt streift, bis ihm eine alte Frau einen Zaubertopf schenkt. Ein kurzer Befehl genügt und der Topf beginnt, einen süßen Brei zu produzieren, der fortan das Mädchen und seine geplagte Mutter ernährt. Das geht so lange gut, bis die Mutter in Abwesenheit des Mädchens den Zaubertopf anwirft und dann das magische »Mutabor« vergisst, um die segensreiche Breiproduktion wieder einzustellen. So läuft der Zaubertopf über, flutet Haus und Hof, Stadt und Land mit seinem süßen Brei und der Segen wird zur Heimsuchung. Erst im letzten Moment kehrt das Mädchen zurück, spricht die Zauberformel und rettet Mutter und Welt vor dem bitter-süßen Tod durch Breivergiftung.

Das kleine, hungrige Mädchen sind wir alle, die wir nach Unterhaltung und Ablenkung hungern, genauso, wie es Neil Postman in *Wir amüsieren uns zu Tode* prophezeit hat. Der Zaubertopf der globalisierten Digitalisierung schüttet auf einen Mausklick, also die digitale Version des Zauberwortes »Töpfchen, koche!«, seinen süßen Brei über uns aus. Und der Brei fließt und fließt und wir werden dick und fett und doof davon und können weder aufhören, die klebrige Masse zu verschlingen, noch den Quell der Misere ausschalten. »Töpfchen, steh!« reicht schon lange nicht mehr. Seine moderne Version »Alexa, hör mit dem Scheiß auf!« auch nicht! Also schlürfen wir und schlabbern und schlingen die ungesunde Masse in uns hinein, verwundert über jene Verstopfung globalen Ausmaßes, die das zwangsläufig auslöst! Niemand hat uns gewarnt. Niemand hat uns verraten, dass die alte Frau, die uns den Zaubertopf namens Internet schenkte, Zuckerberg

hieß und Gates und so ähnlich. Dass die scheinbar ungeschickte Mutter, die angeblich das Zauberwort vergaß, um den Topf zu stoppen, in Wirklichkeit gar kein Interesse daran hatte, weil sie längst einen Onlinehandel für den Brei aufgemacht hatte. Wir wissen nicht mal, dass wir gar kein Zauberwort brauchen, um die Flut der süßen Masse, die uns die Gehirne verklebt, zu stoppen. Wir müssten den Brei nur einfach nicht mehr konsumieren, das würde den Zauber brechen.

Hier kommt das Fest für alle Verschwörungstheoretiker! Es sind mehrere große Entwicklungen, die sich gegen uns und unsere Gehirne verschworen haben.

1.1 Die schöne neue Welt der Verwirrung

Unsere neue globalisierte und digitale Informationswelt gibt uns den Eindruck, mehr Kontrolle über unseren Austausch mit anderen zu haben als jemals zuvor in der Menschheitsgeschichte. Das stimmt, wenn wir auf die Möglichkeiten des Informationsaustausches schauen. Aber in dieser Welt gibt es auch Mechanismen, die dazu geeignet sind – und manche von ihnen sind speziell so angelegt – dass wir Kontrolle abgeben. Dann droht uns die Informationsflut mitzureißen und wir werden vom aktiv kommunizierenden Menschen zum Objekt fremder Interessen.

Wer gut informiert ist, spart angeblich Zeit und Geld

Wir leben in einer Zeit des Unmittelbaren. Alles geschieht sofort. So kommt es einem zumindest immer häufiger vor. Natürlich gibt es noch diese althergebrachten analogen Dinge wie Leben, Lieben und Sterben, die nach wie vor ihre Zeit brauchen. Aber wir werden mit ihnen auch schnell ungeduldig, weil wir diese unerträgliche Langsamkeit des Menschseins einfach nicht mehr gewohnt sind.

In jenen schwarz-weißen Tagen, als der Fernseher noch einen Drehknopf für die Auswahl zwischen zwei oder drei verschiedenen Programmen hatte, war es für einen Menschen gesunden Geistes ganz normal, zur Straßenbahnhaltestelle zu gehen und dort zu warten, bis die nächste Bahn in die richtige Richtung fuhr. Wir haben uns dabei nichts gedacht. Heute gehen wir gar nicht erst los, bevor wir nicht die entsprechende App konsultiert, einen Fahrschein aufs Handy heruntergeladen und die Anschlussverbindungen zu anderen Mobilitätsarten gebucht haben. Und wenn diese ärgerlich analoge Straßenbahn dann vier Minu-

ten und 48 Sekunden verspätet kommt, sind wir erbost, weil solche Nachlässigkeiten einfach nicht in unser durchdigitalisiertes Leben passen. Wie gut, dass wir uns wenigstens die Zeit mit dem Konsum zahlloser kleiner Botschaften auf unseren Smartphones vertreiben konnten! Nur wenige der vielen Botschaften, die uns so täglich erreichen, berühren tatsächlich unser Leben. Die meisten sind inhaltlich weit von unserer Lebenswirklichkeit entfernt und haben praktisch keine Relevanz für uns. Trotzdem dringt die Nachricht über ein neues Immobilienprojekt in der Schweiz, das eine frühere Schulfreundin betreut, mit derselben Dringlichkeit ans Ohr und ins Blickfeld wie die Nachricht von der Tochter, die in einer persönlichen Angelegenheit um Hilfe bittet.

Alleine per E-Mail werden jeden Tag 330 Milliarden Botschaften versendet. Pro Minute werden nur über die Plattform iMessage weltweit zwölf Millionen Messages verschickt – in einer Minute! (Wir benutzen hier bewusst den Anglizismus »Messages«, denn dies sind nicht wirklich Nachrichten oder Informationen. Mehr dazu später.) Fast die Hälfte der Weltbevölkerung nutzt soziale Medien. Und in Deutschland beträgt die durchschnittliche Nutzungsdauer pro Tag knapp eineinhalb Stunden. Zum Vergleich: Laut statistischem Bundesamt spielen Eltern in Deutschland pro Tag rund eine halbe Stunde mit ihren Kindern. Zählt man die gemeinsame Zeit im »Elterntaxi« mit dazu, also die Fahrten zur Schule, zum Ballett, zum Klavierunterricht oder zum Einkaufen, dann sind es rund 80 Minuten, die wir mit unseren Kindern verbringen. Das heißt, selbst wenn wir die meistens stressige Zeit im Auto und das Zuschauen beim Fußballtraining mitzählen, in der viele Eltern ja gleichzeitig auch digital unterwegs sind, dann ist uns das Umfeld der sozialen Medien genauso viel Lebenszeit wert wie unsere Kinder. Ist das eine von uns bewusst getroffene Entscheidung? Die meisten Eltern wären wohl eher peinlich berührt angesichts dieser Zahlen. Und sie würden eine solche Gewichtung

von Prioritäten für sich selbst weit von sich weisen. Aber irgendwo kommen die Zahlen her. Und auch wenn es Durchschnittswerte sind – sie beschreiben ein gesellschaftliches Phänomen.

Wer alles gleichzeitig aufnimmt, bekommt angeblich mehr mit

Bis zur Digitalisierung waren unsere Gehirne – gleichgültig, ob wir als Straßenfeger oder als Gehirnchirurg unterwegs waren – in der Lage, alle Informationen, die unser Leben betrafen, aufzunehmen und zu verarbeiten. Wir mussten nicht so viel wissen, um mitzukommen. Obwohl ihr Leben deutlich weniger komfortabel und in vielerlei Hinsicht erheblich herausfordernder war als unsere modernen Existenzen, hatten die Generationen unserer Großeltern und jene vor ihnen noch gute Chancen, sich in ihrer Welt wiederzufinden. Ihre Egos waren kleiner und ihre Welt war kleiner. Und jene von uns, die noch vor der großen Informationsflut geboren wurden, erinnern sich noch daran: Da gab es Zeiten herrlicher Langeweile. Schier endlose Urlaubsfahrten auf dem Rücksitz des elterlichen Autos zum Beispiel, auf denen nichts mehr geschah als das Plärren eines krächzenden Radios und das gelegentliche Gezänk mit den Geschwistern. Wir hatten Phasen des Nichtstuns, der Kontemplation aus Mangel an Stimulation. Lesen Sie diesen Satz mal einem »Digital Native« vor. Sie werden feststellen, dass Begriffe wie Nichtstun, Langeweile und Kontemplation dort Angst und Schrecken verbreiten. Ein Urlaub ohne WLAN und Internet erscheint den meisten Teenagern – und auch vielen ihrer Eltern – heute wie ein Aufenthalt in Guantanamo Bay, dem US-Gefangenenlager für Terrorverdächtige.

Dabei geht es nicht unbedingt um Müßiggang. Wie aus der Zeit gefallen mutet die wunderbare Geschichte von Beppo Stra-

ßenkehrer an, die Michael Ende in seinem Buch *Momo* erzählt. Beppo Straßenkehrer erklärt darin seiner Freundin Momo, wie er eine Straße kehrt, die einem auf den ersten Blick fürchterlich lang und damit wie eine viel zu große Herausforderung vorkommen kann. »Man muss immer nur an den nächsten Schritt denken, an den nächsten Atemzug, an den nächsten Besenstrich. Dann macht es Freude; das ist wichtig, dann macht man seine Sache gut. Und so soll es sein. Auf einmal merkt man, dass man Schritt für Schritt die ganze Straße gemacht hat.« Beppo konnte es egal sein, was derweil in der Welt geschah. Er war Straßenfeger. Er fegte eine Straße. Und er wusste, wie er das so tun konnte, dass danach die Straße sauber und er selbst zufrieden war.

Heute denken wir permanent, versuchen andauernd, neuen Botschaften einen Sinn zu geben. Wir versuchen, uns einzuordnen in die Welt, die wir wahrnehmen. Allein die Tatsache, dass wir ständig das Gefühl haben, nicht mehr alles mitzubekommen, erzeugt Stress und Verunsicherung in jedem Einzelnen. Das neue »alles« ist einfach zu viel. Und zu viel Verunsicherung macht uns empfänglicher für negative Botschaften. Schon bevor die digitalen Helfer in unser Leben eindrangen, begann Multitasking zur vermeintlichen Tugend zu werden, für jeden, der in der Gesellschaft, bei der Arbeit oder auch zu Hause Verantwortung übernehmen wollte. Der Manager, der mehrere Bälle gleichzeitig jonglierte, die Mutter, die Beruf und Kinder und Haushalt und Beziehung unter einen Hut und damit in ein Gehirn bekommen wollte … wir alle waren gefordert, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun. Wer so aussah, als könne er das, galt und gilt als erfolgreich, als Macher oder als Powerfrau.

Die Digitalisierung hat diese Entwicklung noch weitergetrieben: Heute ist es normal, dass Menschen auf Fahrrädern durch dichten Innenstadtverkehr fahren, während sie gleichzeitig mithilfe ihrer Ohrhörer telefonieren und das Handy in der Hand

halten, um Nachrichten zu lesen. Vor einem halben Jahrhundert noch hätten Menschen, mit diesem Bild konfrontiert, ungläubig den Kopf geschüttelt und das Ganze für eine unglaubliche Persiflage auf den menschlichen Versuch des Multitasking gehalten.

Es reicht ein Blick auf die Unfallstatistiken, um zu erkennen, dass Multitasking nicht funktioniert. Im Straßenverkehr sterben allein in Deutschland rund 500 Menschen jährlich, weil sie auf ihr Smartphone statt auf die Straße schauen. 25 000 werden verletzt. Ein Fünftel aller Fußgängerunfälle sind auf Handynutzung zurückzuführen. Und es vergeht kaum ein Tag, an dem die Nachrichtenagenturen nicht von jemandem berichten, der geradewegs unter eine Straßenbahn oder einen heranrauschenden Zug spaziert ist. Oder von Autofahrern, die auf Landstraßen in lang gezogenen Kurven ohne ersichtlichen Grund geradeaus und geradewegs gegen einen Baum kutschiert sind. Wir können einfach kein Multitasking. Zumindest dann nicht, wenn es sich um Tätigkeiten handelt, die Aufmerksamkeit erfordern. Natürlich kann ich in einem Kochtopf rühren, mich mit der anderen Hand am Gesäß kratzen und gleichzeitig per Freisprechanlage ein Telefongespräch führen. Aber in dem Moment, in dem mir die Brille in den Topf fällt, bekomme ich von meinem Telefongespräch nichts mehr mit. Und ich kratze mich auch nicht mehr am Gesäß. Probieren Sie es aus!

Genauso zwingt uns die Überdosis an Botschaften, die wir empfangen, zu einer schnellen Abfolge in der Bearbeitung. Weiter als bis zu einer raschen, emotionalisierten Reaktion kommt man aber nicht, wenn man sich diesem Mechanismus nicht sehr bewusst verweigert. Die Botschaften kommen zu schnell und es sind zu viele. Am Ende des Tages ist der größte Teil der eingegangenen Botschaften dann liegen geblieben. Die »In-Box« läuft über. Und der nächste Tag beginnt mit einer neuen Flut von Informationen. So führt der Versuch, alles gleichzeitig aufzuneh-